



Kathryn Miller Haines

**MISS
WINTERS
HANG ZUM
RISIKO**

it

Rosie Winters
erster Fall

insel taschenbuch 4896
Kathryn Miller Haines
Miss Winters Hand zum Risiko



Um die Miete bezahlen zu können, bräuchte Rosie Winter – großes Talent und große Klappe – dringend mal wieder ein Engagement. Aber im Kriegsjahr 1942 sind die guten Rollen am Broadway schwer zu kriegen, und für die schlechten hat Rosie leider viel zu viel Temperament. So hält sie sich mit einem Job im Detektivbüro von Jim McCain über Wasser. Bis ihr eines Nachmittags die Leiche ihres Bosses in die Arme fällt.

Angeblich war Jim McCain zuletzt einem verlorengegangenen Manuskript auf der Spur, dem skandalträchtigen Stück eines berühmten Broadway-Dramatikers. Und auch wenn Rosie ihrer besten Freundin Jayne schwört, die Finger von der Sache zu lassen und sich ganz ihrer neuen Aufgabe als Zweitbesetzung im erfolglosesten Stück des Jahres zu widmen – sie steckt längst mittendrin in diesem Fall, der New Yorks Theaterszene in Aufruhr bringt.

Kathryn Miller Haines, aufgewachsen in San Antonio, Texas, studierte Englische Literatur und Theaterwissenschaft. Sie ist Dramatikerin, Schauspielerin und Krimiautorin (Mitglied der US-amerikanischen Sisters in Crime). Mit Mann und Hunden lebt sie in Western Pennsylvania.

Kirsten Riesselmann, geboren 1976, ist freie Autorin, Journalistin sowie Übersetzerin von Sachbüchern und Belletristik aus dem Englischen mit den Schwerpunkten Popkultur, Feminismus, Literatur und Krimis.

Kathryn Miller Haines

**MISS
WINTERS
HANG ZUM
RISIKO**

Rosie Winters erster Fall

Aus dem Amerikanischen von
Kirsten Riesselmann

Insel Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
The War Against Miss Winter bei HarperCollins Publishers.

Erste Auflage 2022

insel taschenbuch 4896

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

© 2007 Kathryn Miller Haines

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Designbüro Lübbeke, Naumann, Thoben, Köln

Umschlagabbildungen: Rüdiger Trebels, Düsseldorf

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68196-0

**MISS
WINTERS
HANG ZUM
RISIKO**

*Für meine Mutter,
die mir immer gesagt hat, dass ich
alles schaffen kann,*

*meinen Vater,
der mir die dafür notwendigen Mittel
zur Verfügung gestellt hat,*

*und vor allem für Garrett,
der dafür gesorgt hat, dass ich
nicht aufgegeben habe.*

1 Der Tor und der Tod

Die Vorsprechen waren glatter Mord.

An Silvester ging ich zum letzten Casting des Jahres 1942 – meine allerletzte Chance, in den nächsten zwölf Monaten von mir behaupten zu können, ich würde in etwas anderem auftreten als in einer Maske, einem Fellkostümchen oder bei Lions-Club-Versammlungen, wo ich Küchengeräte zu verscheuern hatte. Ich versuchte es bei *Daraufkönnen Sie Gift nehmen*, einem neuen Musical, in dem die Deutschen zum Glück mal nicht auftauchten. Leider ließ die Partitur aber darauf schließen, dass auch die westliche Harmonielehre darin kaum eine Rolle spielte. Das Vorsprechen gestaltete sich als der übliche Viehauftrieb, in einem Raum, der groß genug für ein Feldlazarett war. Hunderte von Frauen, jede eine Setkarte in der Hand, reihten sich an der Wand entlang auf, während zwei Männer, ein großer und ein kleiner, vor uns auf und ab paradierten und unsere äußeren Merkmale beurteilten. Ich schaffte es durch »zu alt«, »zu klein« und »zu fett«. Dann blieb einer der Aufsichtsführenden vor mir stehen.

»Name?«, fragte er.

»Rosie Winter.«

Sein Bleistift kratzte über die Klemmmappe. »Sie singen?«

»Wie ein Vogel.«

»Tanzen?«

»Besser als die Pawlowa.«

Er warf einen Blick auf meine Beinchen, an denen so

wenige Muskeln waren, dass es an ein Wunder grenzte, wie man damit überhaupt die Treppen hochkam. »Wo hat man Sie zuletzt sehen können?«

»Auf einem Autorücksitz.«

Ich wurde wegen »zu viel Persönlichkeit« abgelehnt.

An derartige Ausmusterungen war ich gewöhnt, aber die Absage von *Darauf können Sie Gift nehmen* war mehr als nur wieder mal eine nicht ergatterte Rolle in wieder einer dieser üblen Shows. Diesmal war ich offiziell am Ende. Ich hatte seit sechs Monaten kein Engagement mehr bekommen. Es war nicht nur höchste Eisenbahn, sich Gedanken über einen anderen Beruf zu machen, ich würde wohl außerdem auch aus meiner Pension fliegen, einem Etablissement, dessen günstige Zimmer nur an *arbeitende* Schauspielerinnen vergeben wurden. Und als ob das alles nicht schon Grund genug gewesen wäre für eine ordentliche Scheißlaune, hatte sich zudem vor einem Monat die Liebe meines Lebens eingeschifft – er sei zu dem Schluss gekommen, dass die Marine ihm mehr bieten könne als ich.

Auf der Habenseite stand mein Tagsüberjob. Ich arbeitete für McCain & Sohn, ein kleines Detektivbüro an der Fifth Avenue, Ecke 38. Straße, einen Katzensprung vom Broadway entfernt. Den Job hatte ich über die Ladies Employment Guild gefunden (Motto: Mädels, LEG los, auch du bist eine Arbeitskraft!). Als ich dort anfang, gehörten nur zwei Leute dazu: Jim McCain, Eigentümer und Betreiber (und wahrscheinlich auch der »& Sohn« aus dem Firmennamen), sowie seine Sekretärin, eine gut gebaute, gut erhaltene Frau mittleren Alters, die, wie ich eher durch Zufall erfuhr, Agnes hieß. Meistens nämlich wurde sie Süße, Baby oder Zuckerschnecke geru-

fen. Agnes war zwar ein Quell der Freude in Jims Leben, aber irgendwann war ihm klargeworden, dass er nicht auf Dauer in einem Büro arbeiten konnte, in dem ausschließlich die Buchstabensuppe in alphabetischer Ordnung war. Deswegen stellte er mich ein.

Während Agnes tat, was auch immer sie so tat, ging ich ans Telefon, machte Termine, sortierte die Ablage – und ließ meiner Fantasie freien Lauf. Ich war mit Groschenheftchen groß geworden, weswegen die Arbeit für einen Privatdetektiv ein Traum für mich war. In meinen Gedankenflügen war ich die gepardenhaft grazile Handlangerin eines Meisterdetektivs, dessen stechender Blick in Sekundenbruchteilen Wahrheit von Lüge unterscheiden konnte. Gemeinsam brachen wir in dunkle Lagerhäuser ein, in bewachte Villen und unterirdische Schlupfwinkel und stellten Bösewichter, die Captain Zero, Der Bluter oder Die Domino-Dame hießen. Aber leider hatten die Groschenheftchen, hatte mein *Dime Detective* da irgendetwas falsch verstanden. Meiner Meinung nach war »ermitteln« nur ein Synonym für »warten«. Beides schien mir recht stumpfsinnige Arbeit zu sein: Jim wartete in seinem Büro darauf, dass eine Auftraggeberin anrief. Dann wartete er darauf, dass ein treuloser Ehemann das Haus verließ, in dem sein Flittchen wohnte. Und anschließend wartete er auf die Entwicklung des Films, seines Affären-Beweismaterials. Nichts davon war irgendwie glamourös.

Zumindest kam es mir so vor. Jims Gewerbe hatte allerdings noch eine andere Seite, eine Seite, die sich unserer Wahrnehmung entzog. Durch die Vordertür traten die Hahnreie und die betrogenen Frauen mit ihren verzweifelten, wässrigen Augen. Aber es gab auch

einen Hintereingang, und den benutzten die Klienten, denen an Anonymität gelegen war – sie kletterten über die Feuerleiter und durchs Fenster in Jims Büro. Agnes und ich bekamen diese Leute nie zu Gesicht, aber wir hörten das leise Murmeln ihrer Stimmen, wenn sie von Missetaten erzählten, die niemals Gegenstand der Aktennotizen waren, die ich für Jim abzutippen hatte. Ich gab diesen mysteriösen Fremden Namen wie »der Nuschler« und »der Lispler« und war irgendwann in der Lage, sie anhand eines einzigen geflüsterten S-Lauts voneinander zu unterscheiden. Während Agnes und ich unsere Zeit im Vorzimmer verbrachten, spann ich mir zusammen, was im Büro drinnen gerade passierte. Die namen- und gesichtslosen Besucher wurden, auf ihre Sprachtickets reduziert, für mich zu Geldwäschern, Betreibern illegaler Wettbuden und Streikbrechern. Agnes hörte meinen Hirngespinnsten schweigend zu und deutete nur hin und wieder durch ein schiefes Lächeln an, dass sie mehr wusste, als sie je zugeben würde.

Ich mochte Agnes. Ich mochte den Job. Ich mochte Jim. Er war laut und ungestüm und so unordentlich, dass er manchmal Sachen verlor, von denen er nicht mal gewusst hatte, dass er sie besaß. Ich kannte ihn nicht wirklich gut, aber irgendwie vertraute ich ihm vorbehaltlos. Er war einer der letzten Lichtpunkte in einer Welt, die sich rasend schnell auf die totale Finsternis zubewegte.

Ich ging zu Fuß zu McCain & Sohn und holte mir unterwegs, als Belohnung für mein vergebliches Vorsprechen, bei Frankie's Diner eine tröstende Tasse Kaffee. Beim Betreten unserer Räumlichkeiten stolperte ich über ei-

nen Berg Post, der durch den Türschlitz geworfen worden war. Agnes und ich hatten das Büro an Heiligabend abgeschlossen, aber im Vorzimmer hing ein scheußlicher Gestank – Jim hatte wohl in unserer Abwesenheit gearbeitet und war so freundlich gewesen, Essensreste über die Feiertage zum Verrotten dazulassen. Die Heizung hieß mich mit einem Ächzen willkommen, ich sammelte die Post auf, machte Licht und warf meine Handtasche auf einen der Empfangssessel. Churchill, unser Bürotiger, kam hinter dem Topf mit der Dieffenbachie hervor und schenkte mir ein gereiztes Maunzen.

»Hat Papi dir nichts zu futtern gegeben?«, fragte ich ihn. Churchill antwortete nicht, aber man konnte auch nicht erwarten, dass sich des Teufels liebstes Kind mit solchen Formalitäten abgab. Ich holte eine Dose Katzenfutter aus einem Aktenschrank, kippte den Inhalt in Churchills Schüssel und drückte die Büchse für die städtische Schrottsammlung flach. Ohne das kleinste Dankeschön raste Churchill zu seiner Schale und grub das Gesicht in den unappetitlichen Brei.

Um mich nicht so allein zu fühlen, schaltete ich das Radio ein und drehte den Suchknopf, bis ich WJZ fand, wo sie die letzten Stunden des Jahres mit den Spitzenreitern von 1942 herunterzählten. Während Kay Kysers Big Band »(There'll Be Bluebirds Over) The White Cliffs of Dover« schmachete, saß ich an meinem Schreibtisch und sortierte die Post in Briefe, Rechnungen und Sonstiges. Im Sonstigen landeten die Zeitungen der letzten Tage und ein Flugblatt, das irgendeine gute Seele für wichtig genug gehalten hatte, um es durch den Türschlitz zu schieben. Unter einer kruden Roosevelt-Karikatur stand in fetten Lettern: ROOSEVELT BETRÜGT

AMERIKA. Propaganda des Amerikadeutschen Bundes. Großartig. Ich warf das Flugblatt in den Mülleimer und einen Blick in die *Times* vom Tage. Die neue Liste mit den Gefallenen und Verletzten zur See lag vor, praktischerweise gleich nach Bundesstaaten geordnet. Für die Jungs aus New York ging die *Times* noch einen Schritt weiter und schrieb die Namen der Ehefrauen und Eltern sowie die Postadressen dazu. Ich überflog die Liste und war froh, dass der Name, nach dem ich suchte, im Alphabet weit oben hätte kommen müssen. Er war nicht dabei. Jack ging es gut.

Bing Crosby setzte ein mit »Be Careful, It's My Heart«. Ich schaltete das Radio aus.

Als ich die Zeitung zur Seite legte, bemerkte ich ein in Leder gebundenes Kontenbuch mit Goldschnitt. Das Finanzamt hatte Jim letzthin auf dem Amtsweg mitgeteilt, dass von Unternehmen ein gewisses Maß an Buchführung erwartet wurde. Das Thema war mir zu Füßen gelegt worden wie eine ausgeweidete Maus, die ich trotz meines empfindlichen Magens loswerden sollte. Ich öffnete das Buch und überflog die Zahlen, die Jim unter »Sonstige Kosten« eingetragen hatte. Ein Sonnenstrahl stahl sich aus seinem Büro und beschien eine Spalte voller Solls. Eigentlich machte Jim die Tür immer nur dann auf, wenn er gerade hinaus- oder hineingehen wollte, aber jetzt war sie nicht nur unverschlossen, sondern stand sogar eine Handbreit offen.

»Hallo?«, rief ich. Churchill hörte auf zu fressen. Wir verharrten reglos in Erwartung einer Antwort. Als keine kam, ging ich zur Tür und horchte. Churchill ließ seine Mahlzeit stehen und stieß auf der Schwelle zu mir. »Hallo?« Zentimeter für Zentimeter schoben wir uns in den

Raum. War es im Vorzimmer kuschelig warm gewesen, hätte man in Jims Verlies Fleisch lagern können. An der einen Wand standen Bücherregale, statt mit Büchern mit Aktenordnern vollgestopft, die ich noch nie in der Hand gehabt hatte. Ein massiver Schreibtisch aus Eichenholz war nah ans Fenster geschoben und derart mit Papieren überhäuft worden, dass die Arbeitsfläche nicht mehr zu erkennen war. Ein Telefon, das der Schnur zwischen Hörer und Apparat verlustig gegangen war, drohte von einem Stapel alter Telefonbücher zu kippen. Eine leere Flasche Scotch und zwei billige Kristallgläser drängten sich auf einer Kladde. Es gab drei Sessel: einen für den Meister selbst und zwei – die nicht zusammenpassten – für seine Gesprächspartner. Die Wände waren bis auf zwei Zeugnisse nackt: eines von der Polizeischule, eines vom City College.

Der Gestank, von dem ich im Vorzimmer nur einen Hauch abbekommen hatte, mischte sich mit Jims Zigarrenrauch und Churchills Pisse zu einer Duftwolke, die ich, das hätte ich geschworen, förmlich auf der Zunge schmecken konnte. Um den Raum durchzulüften, zog ich die Verdunkelungsvorhänge auf und entdeckte, dass die Fenster bereits offen waren. Auf der Suche nach der Ursache für den Gestank kontrollierte ich den Papierkorb. Leer. Ich öffnete das Schreibtischfach. Die einzigen ungewöhnlichen Gegenstände darin waren eine 38er und eine noch unangebrochene Flasche Gin.

Churchill streifte vor dem Schreibtisch auf und ab und strahlte die Wärme eines Nudelholzes aus. Normalerweise blieb jeder von uns beiden schön in seinem eigenen Revier. Churchills Bestreben, mir jetzt Gesellschaft zu leisten, wertete ich als Affront.

»Hau ab!« Ich zeigte mit dem Finger Richtung Vorzimmer, als Antwort schlich er hinüber zur Schranktür und rieb sein Hinterteil daran. Ein gequältes Geräusch entfloh den unteren Gefilden seines Bauches. In dem Moment, in dem ich sicher war, mir das nur eingebildet zu haben, kam das Geräusch noch einmal, und zwar doppelt so laut. Churchills Pfote sauste mit ausgefahrenen Krallen durch die Luft und fuhr dann ins Holz der Schranktür.

»Das reicht jetzt, Churchill. Raus! Schsch!« In der Hoffnung, ihm einen Schrecken einzujagen, schlug ich mit der Hand gegen den Schreibtisch, aber er ließ weder von seiner Betätigung ab, noch ließ er mich aus den Augen. »Ist da was im Schrank? Willst du mir das sagen?« Er gab keine Ruhe und flitzte erst davon, als ich auf den Schrank zuing. Ich drehte den Knauf und schaute hinein.

Jim schaukelte an einem Telefonkabel, das erst um seine Hände und seinen Hals gebunden und dann um die Kleiderstange geschlungen worden war. Seine Haut war dunkelblaugrau und hing ihm von den Knochen, als ob der Kleber, der das alles mal zusammengehalten hatte, inzwischen nichts mehr taugte.

Ich fuhr zurück und stieß an die Schreibtischecke. Bei einer ganzen Reihe von Beerdigungen war ich schon gewesen und hatte massenweise Leichen gesehen, aber die hatte man immer sauber und hübsch zurechtgemacht, wie Bauchrednerpuppen – nicht wie diese in einem Moment der Gewalt erstarrte baumelnde Statue. Ich wollte schreien, aber ein Würgereiz machte diesen Impuls zunichte. Als er abgeklungen war, hatte ich keinen anderen Wunsch mehr, als meine Augen nie wieder

auf dieses Ding im Schrank richten zu müssen. Ich hatte Angst. Nicht davor, dass derjenige, der das getan hatte, immer noch im Büro lauerte, sondern davor, dass Jim sich aus seiner Schlinge befreien, aus dem Schrank treten und verkünden könnte, für ein frischgebackenes Geschöpf der Nacht wie ihn gehöre es sich einfach, mein Gehirn zu verspeisen.

Aber das hier war nicht die eine gute Gruselgeschichte im *Tales of Terror*-Heftchen des Monats. Das hier war ein Mann, den ich gemocht hatte, und meine Angst würde ihn nicht aus seiner misslichen Lage befreien und ihm die Ruhe geben, die er verdiente.

Zwanzig Minuten später waren die Bullen da. Bis dahin hatte ich die Ginflasche zur Hälfte geleert, mich ausgehult und einen Trampelpfad in den Dielenboden getreten. Anstatt mich zu verhören, fragte mich ein Bulle in einer zu kleinen Uniform nach meinem Namen und sagte mir dann, ich solle mich vom Acker machen. Das brachte ich nicht über mich. Ich lehnte also am Türpfosten zwischen meinem und Jims Büro und sah durch einen Schleier aus Zigarettenrauch zu, wie mein früherer Boss untersucht, fotografiert und von seiner Schlinge geschnitten wurde.

Der Leiter dieser Unternehmung war ein sauertöpfiger Lieutenant namens Schmidt, der in Jims Sessel saß und einen Block mit Notizen vollkritzelte. Dabei machte er einen derart uninteressierten Eindruck, als sei er in der Oper und müsse gegen die Müdigkeit ankämpfen.

Ich fuhr mir übers Gesicht und zwang den Gin, meinen Kopf freizugeben. »Kann ich noch etwas tun?«

»Nein«, sagte er, »ich glaube, wir haben alles, Schätzchen.«

Ich nickte, hatte aber immer noch keine Lust abzuhauen. »Was denken Sie?«

Schmidt packte die Füße auf Jims Schreibtisch und verschmierte mit seinen Hackenabdrücken die ganzen Akten. »Worüber?«

»Über den Krieg natürlich«, schnappte ich. Mein Sarkasmus prallte an ihm ab. »Die Leiche. Was denken Sie über die Leiche?«

Er zuckte mit den Schultern, als wolle er sagen: *Kennste eine, kennste alle.*

Der Schrank war jetzt leer, sein Inneres wurde gerade in ein Blitzlichtgewitter getaucht, das mich blendete. Ich verließ meinen Posten an der Tür und näherte mich dem Schreibtisch. »Was glauben Sie, wie lange er schon tot ist?«

Er heftete die Augen auf den Block. Was ich für Notizen zum Fall gehalten hatte, entpuppte sich als Einkaufszettel. »Das muss der Untersuchungsrichter sagen, aber so aufgebläht, wie die Leiche war, und dann der Geruch – ich tippe mal, der hat seit Weihnachten hier gehangen.«

Ich trommelte mit den Nägeln so lange auf die Schreibtischplatte, bis er zu mir hochsah. »Gibt es irgendeinen Hinweis auf den Täter?«

Er klappte den Notizblock zu und seufzte. »Da gibt's für mich kein Hängen im Schacht, Schätzchen. Solche Fälle haben wir andauernd. In der Jahreszeit kriegen viele Leute Depressionen, seit dem Krieg sogar noch mehr.«

»Ach ja? Und fesseln sich alle vorher die Hände?«

Er verlagerte die Füße, und die Flecken auf den Papieren bekamen die Form von Halbmonden.

»Lieutenant, sind Sie in einem Stall aufgewachsen?« In seinen Augen tauchte ein Fragezeichen auf, dann schüttelte er den Kopf. »Dann nehmen Sie Ihre Füße von meinen Akten. Das sind verdammt noch mal keine Schuhabstreifer.«

Er ließ die Beine vom Schreibtisch rutschen, womit er ein noch größeres Durcheinander verursachte, und knallte seine Treter Größe 45 auf den Boden. »Sie sind nicht auf den Mund gefallen.«

»Sonst wäre das mit dem Essen auch ziemlich schwierig.« Ich stützte mich mit den Händen auf den Schreibtisch und beugte mich zu ihm hinunter. »Hören Sie, ich habe keine Ahnung, was für ein Spiel Sie hier spielen, aber Jim McCain ist keiner von diesen Weihnachts-selbstmördern. Er ist umgebracht worden, ganz einfach.«

Sein Gesicht hellte sich auf und zeigte sein schönstes Die-Kleine-fängt-ja-an-zu-laufen-Lächeln. »Wie heißen Sie, Schätzchen?«

»Schätzchen ganz sicher nicht.«

»Na gut, Süße. Sie sind nicht zufällig Polizistin oder vielleicht sogar Detektivin?«

Ich suchte nach einem Bären, den ich ihm aufbinden konnte, fand aber keinen. »Sie kennen die Antwort.«

Er blätterte seinen Block durch, bis er auf das gestoßen war, was ich vorher dem anderen Bullen erzählt hatte. »Nein, *Miss Winter*, Sie sind Schauspielerin, und bestimmt eine verdammt gute. Ist sicher nicht einfach für Sie, Ihren Boss hier so zu finden. Ich lege jetzt mal die Umstände zu Ihren Gunsten aus und nehme an, dass